Vorschlag, der zum großen Leidwesen aller Gymnasiasten nicht angenommen wurde.

Jetzt ist man über die Wirkungen des Tabaks längst einig, und ein jeder weiß, daß man beim Rauchen wie beim Schnupfen ein gewisses Maß nicht überschreiten soll. Mißstände, aber wie sie früher vielfach in den Kirchen vorgekommen sind, wären heutzutage nicht mehr wohl möglich.

Essig als Heilmittel auf Touren.

Essig in Verbindung mit Wasser, so schreibt Dr. C. Schäfer im „L. L.", vermag in vielen Fällen lindernd und heilend zu wirken, sofern die Anwendung dieses natürlichen, höchst einfachen Mittels im gegebenen Falle die richtige ist. Bekannt ist, daß Umschläge von in Essigwasser getauchten Leinentüchern auf Geschwülste durch Fall oder Stoß entzündlich gewordene Stellen u. s. w. sehr wohlthuend wirken und in kurzer Zeit einen Rückgang des durch Prellung gestauten Blutes sowie auch ein Einfallen der Geschwulst bewirken. Weniger bekannt, aber nicht minder bewährt hat sich Essig in Wasserlösung bei Zahnschmerz. Da Essig und Wasser wohl fast überall erhältlich sind, so ist die Anwendung dieses Mittels so ziemlich an allen Orten möglich, sie ist aber auch eine sehr einfache und billige. Wird man von Zahnschmerz befallen, so mache man, um die Wirksamkeit des Mittels an sich zu erproben, folgenden Versuch: Man lasse sich ein Glas überschlagenes, einige Stunden gestandenes Brunnenwasser geben, schütte davon ein Drittel ab und fülle das Glas mit Essig wieder auf. Nachdem man mit einem Löffel oder Holzheil die Flüssigkeiten untereinander gerührt hat, lege man sich der Länge nach ausgestreckt ruhig nieder, am besten so, daß der Kopf hoch und auf diejenige Seite zu liegen kommt, auf der man den Schmerz verspürt. Alsdann nehme man einen kleinen Schluck Essigwasser, spüle damit den Mund aus und lasse nach Entnahme eines zweiten Schluckes die im Wasser enthaltene Essigsubstanz durch zehnmi- utenlanges Behalten der Flüssigkeit im Munde auf das Zahnfleisch wirken. Letzteres wird sich sofort zusammenziehen, und der Blutergusz in dasselbe wird durch fortgesetzte Anwendung von Essigwasser (alle 5—10 Minuten ist ein neuer Schluck zu nehmen) allmählich zurückgetrieben werden. Die Hauptsache ist, daß bei Anwendung von Essig gegen Zahnschmerz eine Reaktion des Blutes nach erfolgter Anwendung niemals, wenigstens nicht in dem Maße, eintritt, wie dies bei anderen gebräuchlichen Hausmitteln gegen Zahnschmerz gewöhnlich der Fall ist. Es wird der Schmerz allmählich sich verringern und nach etwa 10—12 Mundausspülungen die eine kleine halbe Stunde in Anspruch nehmen, schließlich ganz beseitigt sein. Sollte, was bei heftigem Zahnschmerz nicht ausgeschlossen ist, das Uebel sich nach einiger Zeit trotzdem wieder einstellen, so wiederhole man die Procedur und richte womöglich die Mischung von Essig und Wasser noch etwas stärker zu, als anfänglich. Wird dann auch durch die beißende Wirkung des Essigs das Zahnfleisch etwas afficirt, so schadet dies nicht, im Gegentheil, es wird hierdurch eine Gegenwirkung erzielt, die dem Zahnschmerz seine tobende Kraft benimmt. Auf Touren und auf Reisen, wo man nicht stets eine Apotheke in der Nähe hat, hat sich das Mittel als einfach und zuverlässig schon oft bewährt, und manchem Touristen, der seine Tour durch plötzlichen Zahnschmerz schon verdorben glaubte, nach kurzer Zeit die ersehnte Ruhe und des Nachts lindernden Schlaf gebracht.

Lustige Ecke.

* Aus dem Kasernenhof. Unteroffizier: Zum Kuckuck, Müller, wie stehen Sie schon wieder da! — Rekrut: Ich heiß' nicht Müller, ich heiß Meier. — Unteroffizier: Da hört aber Alles auf. Will's der Kerl wieder besser wissen!

* * *

* Wahrung der Standesehre. Regisseur (zu einigen Statisten): Nach rechts hab' ich gesagt, nach rechts! Was ist denn da für ein verdammter Esel? — Ein Statist (beleidigt): Nanu, Sie denken wohl, Sie haben Ihre Schauspieler vor sich.

* * *

* Triftiger Grund. Fahrgast: Was kostet die Fahrt? — Kutscher: Drei Mark. — Fahrgast: Das ist ja unverschämt theuer! — Kutscher: Ja, wissen Sie, mein Pferd hat heute Geburtstag und da möchte ich ihm gern eine Freude machen.

* * *

Knack-Mandeln.

Auflösung des 417. Preisräthsels: „Linsengericht".

(Zur Konkurrenz nicht zugelassene Lösungen besagen: Todesstrafe, Gottesgericht, Ehrfurcht.)

Richtige Lösungen gingen ein 83. Die Gesammtzahl der Einsendungen betrug 87. Das Räthsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Manske, Frau L. Kerner, Marie Söllinger, Mathilde Henze, Fr. Usemann, Kurt Göze, Frau M. Theyring, Else Albrecht, Frau A. Winkler, Frau Krüger, Ida Zahn, Paul Frönicke, Karl Holzhausen, Otto Bense, Hachtmann, Bernh. Eichrich, Robert Zechel, Katharina Zaekel, Alexander Pfitzenreuter, Weinek, Kurt Gauch, Anna Stahr, Gertrud Hupe, Helene Bachrodt, L. Krämer, Fr. Goltze, M. Jentzsch, Marie Ludwig, Frau Sophie Beck, H. Weißgerber, Rosa Uteicher, Rich. Müller, Geschw. Engelhardt, H. Demelius, Walter Fiedler, H. Zeise, Otto Berge Norbert Troy, Frau Klara Regel, Otto Schrader, Frau J. Arndt, B. Wolff, Karl Heuber, Franz Suchlandt, Max Fels, W. N., Martha Albrecht, Marie Heuber, Martha Zeschmar, Elisabeth Wittenbecher, Karl Reinhardt, R. Bachmann, Helene Falke, A. Rosentreter, Gustav Beutler, Rich. Schütze, Klara Tittel, Frau A. Baumgart, Otto Gruß, Magnus Würker, Paul Eckstein, Friedo Schwarze, Ernst Schulze, L. Weber, Herm. Scharf.

von auswärts von: E. Hornemann, Tambach, Röhrborn, Hettstedt, Kurt Rühlmann, Zörbig, F. Heergelelle, Zörbig, Ernst Scharf, Zörbig, Otto Hennig, Schkopau, Karl Günther, Oberröblingen, Wilhelm Klützenedorf, Ammendorf, E. Zenker, Merseburg, Paul Schumann, Giebichenstein, Otto Hartmann, Giebichenstein, Martha Lunke, Giebichenstein, Karl Hemprich, Döllingen, Lilie, Ammendorf, Oskar Dietrich, Wernigerode, Wilhelm Frenschild, Künzelsau, Bertha Naumann, Passendorf, Wilhelm Schumann, Diemitz.

Preis: „Byron's Werke", 3 Bände, eleg. geb.
entfiel auf **Otto Bense**, hier.

418. Preisräthsel.

Es ziehn die ersten Beiden
Durch schönes deutsches Land.
Das Dritte kann Dich nähren,
Pflegst Du's mit fleiß'ger Hand.

Fügst Du die Drei zusammen,
Und thust ein r hinein
Im Westen dann von Deutschland
Wird's eine Stadt wohl sein.

Preis: „Longfellow's sämmtliche poetische Werke", eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen denen die Abonnementsquittung vom laufenden Monat beizufügen ist sind spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger" einzusenden. Bei mehreren richtigen Lösungen entscheidet in Gegenwart von Zeugen das Loos. Abonnenten, die im Laufe des Monats bereits eine Lösung mit Abonnementsquittung eingesandt haben, wollen bei wiederholten Einsendungen dies gefl. der Kontrole halber angeben.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A As; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

M, der Spieler in Mittelhand, verliert a-Handspiel auf folgende Karte: a. b, cB; aD, 9, 8; cA, 10, 8, 7.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube, Pique-Bube, Coeur-Bube, Treff-Dame, Treff-Neun, Treff-Acht, Coeur-As, Coeur-Zehn, Coeur-Acht, Coeur-Sieben.

Die beiden Andern hatten gleich gepaßt. H hatte 16 Augen mehr in der Karte als V; im Skat lagen bK und d9. Wie saßen die Karten, wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 26.

Kartenvertheilung:

V. a, b, c, dD; a10, K; cK, 9; dA, 10.
M. aA, D, 9, 8, 7; bA, 9, 8, 7; cD.
H. b10; cA, 10, 8, 7; dK, D, 9, 8, 7.
Skat: bK, D.

Spiel:

1. V. dB, a7, b8. — 2. V. cB, a8, c7.
3. V. bB, aD, d7. — 4. V. aB, bD, d8.
5. V. c9, cD, cA (— 14). — 6. H. c10, dK, bA (— 25).
7. H. d9, dA, aA (— 22). Die anderen Stiche macht der Spieler, aber die Gegner haben bereits 61.

Verantwortlicher Redakteur Wilhelm Teske. — Druck und Verlag von W. Kutschbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 28 — Halle a. S., den 9. Juli — 1899.

Nemesis.

Novellette von C. Gerhard (Tilsit).

(Nachdruck verboten.)

Eine elegante Equipage nach der andern rollte an einem Herbsttage vor das Portal der Matthäikirche im Westen Berlins; Angehörige der vornehmsten Kreise entstiegen ihnen. Uniformen blitzten, seidene Kleider rauschten, Brillanten funkelten; es gab genug zu sehen für die neugierigen Augen der zahlreich versammelten schaulustigen Menge. Reichgeschmückt mit hochstämmigen Bäumen und duftenden Blumen war der Platz vor dem Altare, unzählige Kerzen flammten, auf der Orgelempore versammelte sich ein geschulter Sängerchor, und nun, da sich soeben die Thür zum letzten Male öffnete, begann er mit mächtigen Stimmen zu singen: „Bis hierher hat mich Gott gebracht!"

Unter den weihevollen Klängen schritt das Brautpaar langsam durch den breiten Mittelgang bis zu den vor den Stufen des Altars aufgestellten Sesseln. Ein Murmeln des Staunens, der Bewunderung ging durch die Reihen des Publikums, und es war in der That ein auffallendes Paar, das den Bund fürs Leben schließen wollte. Die Braut glich in ihrer Jugendschöne einer Maienblüthe, goldenes Haar krönte das lichte, rosige Antlitz; der Mann an ihrer Seite war wohl noch einmal so alt wie sie, eine imponirende, kraftvolle Erscheinung mit einem Rassekopf. Tiefbraun war die Farbe des energisch geschnittenen Gesichtes, dunkel wie Ebenholz das glatte Haar, nachtschwarz waren die sprühenden Augen. Man wußte, er war ein Portugiese, der sich in den überseeischen Ländern durch großartige Handelsunternehmungen ein kolossales Vermögen erworben. Auf einer Erholungsreise durch Deutschland hatte er in Berlin, in den diplomatischen Kreisen, zu denen er durch seine Verbindungen Zutritt gewonnen, die reizende Tochter der verwittweten Legationsräthin von Rauch kennen gelernt. Beim ersten Sehen hatte ihre kühle nordische Schönheit ihn entzückt, und aus der Bewunderung erwuchs eine Leidenschaft, die glühend war wie die Sonne des Südens. Was scheerte es ihn, daß Edith von Rauch nichts besaß, als ihr Aeußeres, ihr anmuthiges Wesen und ihren alten Adel, was, daß man ihm von ihrer Neigung für den gleichfalls mittellosen Vetter, den jungen, gegenwärtig nach Berlin kommandirten Leutnant von Hofe sprach, was, daß sie evangelisch war und von ihrem Glauben nicht lassen würde. Alfons de Peveira kannte keine Hindernisse, wenn es galt, seinen Willen durchzusetzen.

Mit allem Zauber seiner feurigen Natur ward er um das Herz des Mädchens. Seine glänzende, ungewöhnliche Persönlichkeit, der Nimbus, den sein Reichthum um ihn wob, machte Eindruck auf Edith; daß er sie allen anderen Damen ihres Kreises vorzog, schmeichelte ihrer Eitelkeit. Neben der sieghaften Persönlichkeit des portugiesischen Nabobs verschwand die bescheidene Gestalt des preußischen Leutnants, die Kinderliebe ward eingelargt, ein ihr bisher fremdes, leidenschaftliches Empfinden nahm Ediths Seele gefangen, und als Alfons de Peveira um ihre Hand anhielt, wurde sie ihm nicht verweigert.

Er überschüttete seine schöne Braut mit Geschenken, er befreite ihren Bruder von drückender Schuldenlast, er verkaufte um ihretwillen seine Besitzungen auf Cuba und erwarb ein Palais in der Wilhelmstraße, das er mit verschwenderischem Luxus einrichtete. Jeden Wunsch erfüllte er ihr, ehe sie ihn ausgesprochen; seinen ganzen Reichthum, seine Zukunft legte er zu ihren kleinen Füßen nieder; nur als sie ihn bat, ihr Einzelheiten aus seiner Vergangenheit zu erzählen, wies er sie fast rauh zurück, und eine Wolke drohte auf seiner Stirne.

„Laß ihn!" rieth die weltkluge Mutter. „Ein Mann in seinem Alter und mit seinem Blut mag manches erlebt haben, doch Du darfst darüber nicht richten, Dich kümmert nur sein gegenwärtiges und zukünftiges Thun."

Und überzeugt von der Richtigkeit des mütterlichen Rathes, schwieg Edith und schmiegte sich beim nächsten Zusammensein zum ersten Male zärtlicher in des Verlobten Arm, was einen Strahl hellster Freude in seinen Augen entzündete.

Und nun war sie sein, ganz sein; ihm angetraut! Soeben hatten ihre Lippen leise, aber fest das bindende „Ja" gesprochen, soeben hatte sie den Ring mit ihm getauscht, soeben hatte sie knieend den Segen mit ihm empfangen. Jetzt drückte er die zarte Gestalt fest an seine Brust, und hoch aufgerichtet, stolz wie ein Sieger führte er sie an den Wagen, der sie in schneller Fahrt nach dem Kaiserhof führte, wo ein glänzendes Diner die vornehme Hochzeitsgesellschaft vereinte.

Unten an der herrlich dekorirten Tafel saß Erich von Hofe, sein Antlitz war leichenblaß und seine Augen glühten; die junge Frau erschrak, als sie ihnen begegnete, doch ein geflüstertes Liebeswort des Gatten beschwichtigte die Selbstvorwürfe, die jener Anblick in ihr hervorgerufen. Der Abendzug nahm die Neuvermählten mit auf ihrer Reise nach Italien.

* * *

Der Frühling hat Monte-Carlo, dieses Erdenparadies, mit tausendfarbigen Blüthen überschüttet. In den Anblick des tiefblauen, sonnenüberstrahlten Meeres versunken, steht Arm in Arm ein junges Paar. Die trunkenen Blicke der blonden Frau kehrten zurück zum Antlitz des Gatten.

„Wie dankbar bin ich Dir, Alfons, daß Du mir all' diese Wunder zeigst. Ich ahnte ja nicht, wie schön die Welt ist! In diesen wonnigen Monaten erschloß sie mir ihren Zauber. O, wie reich ist doch unser Leben!"

Er beugt sich tief zu ihr nieder. „So bist Du glücklich, ganz glücklich, meine Edith?"

„Unaussprechlich selig, so daß ich dem Neid der Götter fürchte!"

Leidenschaftlich drückt er ihren schlanken Arm an sich. „Was kann uns treffen, da wir uns lieben!"

Durch blühende Gärten schreiten sie hinauf zu den Spielsälen. Es reizt Edith, zu beobachten, wie der Dämon des Spiels hier Vertreter aller Völker, Jung und Alt, Reich und Arm in seinem schmachvollen Bann hält, und ihr Gatte giebt ihrem Wunsche wie immer nach. Das reine, holde Antlitz der jungen Deutschen erregt selbst in dieser vergifteten Atmosphäre Aufsehen! manch Einer schaut sie bewundernd an, sie aber achtet dessen nicht. —

Sie hat die Absicht gehabt, auch einmal mit einem Goldstück ihr Glück zu versuchen, aber wie sie diese von Leidenschaft verzerrten Gesichter, diese zitternden, sich gierig nach dem Gewinn ausstreckenden Hände sieht, ergreift sie der Abscheu. Nein, sie will sich nicht besudeln!

Die Luft fällt ihr beklemmend auf die Brust, sie bereut es, diese Hölle betreten zu haben, und zieht Alfons dem Ausgange zu.

Reisende aus aller Herren Ländern begegnen ihnen in den Sälen; sie strömen dorthin, wo das Gold rollt. Plötzlich fühlt Edith, wie ihres Mannes Arm, auf den sie ihre Hand gestützt, zuckt, und sie sieht sein Gesicht todtenblaß werden. Starr hängen seine Augen an einer weiblichen Gestalt; dieselbe lehnt in einem der großen Bogenfenster, leuchtend rothes Haar dringt unter dem kleinen Hütchen hervor. Nun kommt sie ihm entgegen und da —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-18990709043/fragment/page=0001

wird auch sie todtenbleich und greift nach dem Herzen. Es scheint, als wolle sie Peveira anreden, er aber wendet den Blick ab und geht mit stürmischen Schritten der Thür zu. Verstört hängt Edith an seinem Arm.

„Um Gotteswillen, Alfons, wer ist die Frau? Was hast Du?“

„Süßes Kind, ich glaubte die Dame zu kennen, aber es war ein Irrthum.“

Doch sie weiß in demselben Moment, daß er nicht die Wahrheit spricht. Gehört jenes Weib zu seiner Vergangenheit, zu der Vergangenheit, von der er nicht reden will, nicht sprechen darf?

Im Hotel ist es erstickend warm, Edith hüllt sich in ihr loses Morgengewand und legt sich auf die Chaiselongue, um den schmerzenden Kopf zu ruhen. Ihr Gatte verdunkelt sorgsam das lauschige Gemach, küßt sanft ihre heiße Stirne und verläßt sie.

Sie möchte schlafen, doch als sie allein ist, erwachen angstvolle, peinigende Gedanken in ihr; sie will ihnen wehren, aber immer steht vor ihrem Geiste die Fremde mit dem blassen, leidenschaftlichen Gesicht, den funkelnden Augen und dem leuchtend rothen Haar. Was war sie Alfons, liebte er sie einst, liebt sie vielleicht noch? Sie springt vom Ruhebett auf, sie muß und will ihn fragen, sie ist ja jetzt sein Weib!

Unthörbar über den teppichbelegten Boden schreitet sie durch die eleganten Räume bis zu seinem Zimmer. Darinnen hört sie sprechen. Unwillkürlich bleibt sie wie angewurzelt lauschend unter der Portière stehen.

„Also Du hieltest mich für todt!“ ertönt eine scharfe weibliche Stimme. „Thut mir leid, Dich enttäuscht zu haben! Der Schreck stand Dir heute bei unserer Begegnung sichtlich auf der bleichen Stirn geschrieben! Jetzt triumphire ich über Dich, ich, die Du damals mit Deinen Hunden unbarmherzig vom Hofe hetzen ließest —“

„Du hattest mich betrogen und durch Dein Leugnen aufs Aeußerste gereizt“, antwortet Peveira mit dumpfer, entstellter Stimme.

„Nun, und wenn auch? Du hattest mich doch einst geliebt, mich in seliger Stunde oft Deine Manuela, Deine Manuelita genannt, und als Dein rechtmäßiges Weib hätte ich doch wohl mehr Rücksicht verdient!“

War's nicht, als verhallte in der Nähe ein Todesseufzer?

Die lebhaft Redenden vernahmen ihn nicht.

„Die Treulose, Ehrvergessene konnte nicht mehr meine Gattin sein und die Liebe hattest Du schon lange in mir ertödtet. Vier Wochen, nachdem ich Dich verstieß, brachte mir ein Abgesandter die Nachricht, Du seiest gestorben!“

„Ah, und Du jubeltest! Nur leider zu früh! Meine eiserne Natur besiegte das Fieber, mein Wille verscheuchte den lauernden Tod. Als ich genesen und mein Spiegel mir sagte, daß ich wieder schön geworden, kehrte ich zurück zu Deiner Hacienda, um Deine Verzeihung zu erflehen. Du konntest mir doch nicht ewig zürnen! Doch Du warst fort, und Dein Vertreter verrieth mir nicht Deinen Aufenthalt. Der Wunsch, Dich zu finden, die Lust, mein Leben zu genießen, trieb mich hierher, und da führt der Zufall, nein, mein Glück Dich mir in den Weg, doch an Deinem Arm hängt eine Frau mit einem Mondscheingesicht. Wer ist sie, die Dich lehrte, mich zu vergessen?“

Soeben will Peveira antworten, da gleitet eine schlanke Gestalt ins Zimmer; lang hängen die gelösten goldenen Haare über ihr weißes Gewand, und weiß ist ihr wunderschönes Antlitz, aus dem die blauen Augen in irrem Feuer blitzen. Ihre Füße tragen sie kaum, doch sie schleppt sich mühsam bis zu dem Sessel, in dem ihr Gatte wie gebrochen mit aschfahlem Antlitz lehnt.

„Wer ist nun Deine Frau, jene oder ich? Antworte!“ heischte sie.

Ihre sonst so süße Stimme klingt rauh wie eine zersprungene Glocke. Stumm bleibt sein Mund. Da lacht sie bitter, gellend auf und fällt ohnmächtig zu Boden. —

„Geh!“ donnert er das rothhaarige Weib an.

„Nur für heute!“ erwidert es. „Morgen komme ich wieder und mache meine Rechte geltend.“

Mit einem Blick voll unendlichen Wehes beugt sich Peveira zu Ediths hingesunkener Gestalt nieder. Sanft hebt er sie empor, trägt sie auf seinen Armen in ihr Schlafzimmer und bettet sie dort. Unter seinen angstvollen Bemühungen kommt sie endlich zu sich; doch wie ihr Auge auf ihn fällt, wendet sie sich schaudernd ab.

In der Nacht liegt sie im Fieber; ihre trockenen Lippen murmeln unablässig einen Namen, aber es ist nicht der Name des Mannes, der mit schmerzensstarrem Antlitz, zu Tode betrübt neben ihr wacht, sondern sie ruft wie in erwachender Reue, sehnsüchtig: „Erich, Erich!“

Am folgenden Morgen durchläuft Monte-Carlo eine grausige Nachricht, die selbst die an sensationelle Ereignisse gewöhnte internationale Spielergesellschaft in Schreck versetzt: ein Fremder, der Portugiese Alfons de Peveira hatte sich im Morgengrauen erschossen, über seiner Leiche fand man seine junge Frau, irre Worte flüsternd. Man mußte die Unglückliche einer Anstalt übergeben, ihr Geist war in unheilbare Melancholie versunken.

Krankenbehandlung im 15. Jahrhundert.

Giammateo Ferrari da Grado war Professor der Medicin an der Universität in Pavia von 1452—1472. Einer seiner späteren Nachkommen, auch ein Arzt, hat jetzt in einem Buche aus alten Familienpapieren alles zusammengetragen, was er über den als Praktiker und Gelehrten berühmten Arzt finden konnte. Die Dokumente geben ein farbiges Bild von dem eigenartigen Treiben der Aerzte des 15. Jahrhunderts. Ferrari schildert eine Reihe von den oft sonderbaren „Konsultationen“ seines Vorfahren. Die alten Aerzte pflegten zwar eifrig über den Fall, den sie zu beurtheilen hatten, zu philosophiren, aber sie beobachteten ihn doch auch, und sorgfältige Stiche aus jener Zeit, die in dem Buch Ferrari's reproducirt sind, zeigen uns den Arzt am Krankenbett. Er studirt ihn, indem er sich ganz nahe über ihn beugt, aber eine Citrone gegen den Mund hält, um sich vor der Berührung zu schützen, ein Diener steht außerdem mit einer Räucherpfanne dabei — das war die damalige, ein wenig primitive Vorsorge gegen Ansteckung. Der Beobachtung des Kranken folgte eine Prüfung des Harns und darauf legten die Aerzte des 15. Jahrhunderts das allergrößte Gewicht. Ziemlich sonderbar war auch ihre Apothekerkunst: Scorpionen-Fett, Hirschmark und Schnecken, die an einem feuchten Ort und ohne Häuschen gefunden waren, gelangten fast ausschließlich zur Anwendung, außerdem sind recht vernünftige hygienische Vorschriften in den Konsultationsbüchern Giammateo Ferrari's im Ueberfluß vorhanden. Vor Allem haben aber sowohl er wie seine Kollegen fest an die Macht der Einbildung geglaubt; immer waren sie mit tröstlichen Versicherungen bei der Hand, trösten den Kranken, sich zu zerstreuen, lustige Freunde um sich zu haben, zu lachen, Würfel zu spielen, gute Musik zu hören, sich schöne Bilder und schöne Skulpturen anzusehen. Sie riethen ihnen — das klingt sogar höchst modern — rothe Stoffe zu tragen, die eine aufheiternde Wirkung haben. Einzelne Aerzte schrieben eine gleich große Bedeutung auch moralischen Beeinflussungen ihrer Kranken zu, und sie erlaubten sich zu diesem Zweck weitgehende Freiheiten gegenüber der Wahrheit. Ein Fall wird citirt, in dem ein Arzt ohne die geringsten Gewissensbisse an die Kranken falsche Briefe über den Tod oder einen Unfall von Personen schicken ließ, die ihnen verhaßt waren oder die ihnen in der Carrière im Wege standen. Auf diese Weise wollte man die Kranken bei guter Laune erhalten. Waren sie geheilt, so würde sich die Sache schon aufklären, starben sie, so war es nicht nöthig. Auf Grund derselben Prinzipien hielt der oberste Arzt, wenn eine gemeinsame „Konsultation“ von mehreren Aerzten gehalten wurde, folgende kleine Rede: „Herr, wir sehen sehr gut, was Ihnen fehlt, und Sie müssen volles Vertrauen haben und frohen Muthes sein, denn wir sind hier so viele und solche Leute, daß wir einem König genügen würden und daß der Jüngste von uns genügen könnte, Ihre Behandlung zu übernehmen und zu gutem Ende zu führen.“ Freilich widerriethen Andere solchen Konsultationen von vielen Aerzten. „Wir sind“, schrieb der Arzt Mondeville, der Hofchirurg Philipp's des Schönen, „wie die Haare des Hundes. Je länger diese sind, um so mehr schaden sie dem Thiere, weil sie es belasten, weil die Flöhe sich in großer Zahl darin verbergen und endlich, weil die Länge der Haare ihm von keinem Nutzen ist, sintemalen er selten in Folge von Kälte stirbt.“

Criminalität des Weibes in der Ehe.

Ueber dieses Thema veröffentlicht Dr. Friedr. Prinzing im neuesten Hefte der Zeitschrift für Sozialwissenschaft eine interessante Untersuchung. Die deutsche Criminalstatistik ergiebt, daß fast durchgehend die verheiratheten Frauen häufiger mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt gerathen, als die ledigen. Die Betheiligung der Frauen an den Verbrechen und Vergehen gegen die Staatsgewalt und die Person ist gering. Beim Hausfriedensbruch stehen die Verheiratheten hoch über den Ledigen, eine Folge des endlosen Zanks und Streites in den Miethskasernen. Unter den Verbrechen und Vergehen gegen die Person sind selbstverständlich die Sittlichkeitsdelikte nur selten die Ursache einer Verurtheilung beim Weibe. Nur die Blutschande und Kuppelei kommen mit größeren Zahlen in Betracht. Bei der ersteren überwiegen weitaus die Wittwen und Geschiedenen, die Verheiratheten treten ganz zurück. Die Kuppelei ist, abgesehen von den Verbrechen gegen das kindliche Leben, das einzige Delikt, bei dem das weibliche Geschlecht das männliche überwiegt. Nur in den jüngeren Altersklassen (unter 30 Jahren) sind wegen des Zuhälterwesens auch die Männer zahlreicher vertreten. Besonders häufig sind die Verurtheilungen von Wittwen. Die Beleidigungsklagen machen beim weiblichen Geschlecht einen großen Prozentsatz aus und zwar überwiegen hier die verheiratheten Frauen die ledigen ganz bedeutend. Roh- und Todtschlag werden nur selten vom Weibe ausgeführt; dasselbe greift hier meist zum Gift. Verurtheilungen wegen fahrlässiger Tödtung sind beim weiblichen Geschlecht häufiger als solche wegen fahrlässiger Körperverletzung: es handelt sich hierbei hauptsächlich um Todesfälle und Verletzungen von Kindern, die in Folge ungenügender Aufsicht von Kindermädchen, Kinderfrauen u. dgl. ertrinken, verbrennen oder sich sonst Verletzungen zuziehen. Deshalb sind hierbei die Ledigen auch mehr betheiligt als die Verheiratheten. Körperverletzung ist ein im Verhältniß zum Manne ungemein selten vom

Weibe begangenes Delikt. Es sind dabei die Verheiratheten sehr viel häufiger betheiligt als die Ledigen. Ebenso verhält es sich mit den Vergehen und Verbrechen gegen die persönliche Freiheit. Beim Diebstahl weisen die Ledigen die größte Zahl auf; auch die Wittwen und die Geschiedenen sind kolossal stark vertreten. Bei Unterschlagung, Begünstigung und Hehlerei überwiegen die Wittwen bedeutend; bei Betrug und Untreue stehen die Verheiratheten sehr zurück, bei der Urkundenfälschung nur vom 25. bis 50. Lebensjahre; bei beiden haben die Wittwen weitaus den Vorrang. Sachbeschädigungen werden nur selten vom weiblichen Geschlecht verübt. Ledige und Verheirathete stehen sich darin ziemlich gleich.

Ein lenkbares Luftschiff.

Im Monat Juli soll am Bodensee ein vom Grafen v. Zeppelin, dem früheren Reitergeneral, eigens konstruirter Luftballon eine Probefahrt machen und damit das seit 100 Jahren gesuchte Problem der Lenkbarkeit der Luftschiffe der Lösung entgegenführen. Bei der hohen Tragweite der Frage ist das dem kühnen Unternehmen allseitig entgegengebrachte Interesse wohl begreiflich, umsomehr als alle Ingenieure und Techniker, die bisher von dem gegenwärtig auf seiner Villa bei Konstanz weilenden Grafen Zeppelin zu Rathe gezogen wurden, übereinstimmend das Gelingen des Unternehmens prophezeien. Man hat die Erfahrungen des in Berlin auf dem Tempelhoferfelde verunglückten Versuches zu Nutzen gezogen und die Motorkonstruktion soll diesmal eine derartige sein, daß eine Gefährlichkeit fast absolut ausgeschlossen ist und die Wirkung doch dem Zwecke entspricht. Der Aufstieg des Luftschiffes soll deshalb von der Seefläche des Bodensees erfolgen, weil über einer großen Wasserfläche die Luftströmungen für derartige Versuche sehr geeignet sind. Das kühne Unternehmen erfordert großartige und kostspielige Vorarbeiten und kann von einem Aufstieg im Laufe des Juli keine Rede sein. Vor August oder sogar September werden kaum alle Installations- und Ballonarbeiten fertig sein. Spricht man doch in Friedrichshafen bereits davon, es dürften die ersten öffentlichen Aufstiege wahrscheinlich mit den diesjährigen großen Kaisermanövern in Süddeutschland zusammenfallen und alsdann die Anwesenheit des Kaisers selbst bei den Probefahrten in Frage kommen. Die technischen und Verwaltungsbureaus befinden sich in Friedrichshafen. Zwei Ingenieure stehen der bautechnischen Leitung vor. Der Riesenbauplatz der Luftschiffunternehmung ist hart am Seufer gelegen. Gewaltige Massen von gezimmerten Balken und Brettern lagern auf dem Platze. Eine mächtige Bauhütte erhebt sich in der Mitte, in der das Bauholz für den etwa 400 Meter in den See hinausragenden Steg und das draußen etwa 700 Meter vom Lande entfernte, frei am Anker auf dem Wasser sich drehende Ballonhaus nach genauen Plänen zurechtgeschnitten und gezimmert wird. Baracken für Kantine, Bureau, Maschinenhaus 2c. umgeben die Bauhalle. Seit einigen Tagen sind aus Ulm 40 mächtige Pontons eingetroffen und schanken im Uferwasser gleich einer kleinen Flotille. Sie sind außerordentlich massiv gebaut und dazu bestimmt, die Wasserstoffgas-Flaschen zur Füllung des Ballons aufzunehmen. Das Interessanteste der ganzen Anlage aber bildet die oben angedeutete 700 Meter vom Lande ohne jede Verbindung mit diesem entfernte, über 20 Meter tiefem Wasser frei an einem einzigen Anker schwimmende Aufnahme- und Bauhalle für den Ballon selbst. In ihrem Gerüstbau ist sie bereits heute schon fertig, in 10 bis 14 Tagen hofft der Bauunternehmer die ganze Halle fertig hergestellt, eingedeckt und eingeschalket zu haben. Die ganze Länge der Halle beträgt 144 Meter, die Höhe 20 Meter und die Breite 23 Meter. Das ganze gewaltige Baugerüst ist an der im See verankerten Boje befestigt, um welche sich nun der Bau nach der Windrichtung drehen kann, damit nur die Kopfseite dem Winddruck ausgesetzt ist. Die Boje ist an einem 46000 Kilo schweren Betonklotz befestigt, welcher 23 Meter unter dem Wasserspiegel versenkt ist. Der Ballon wird auf einen mitten in dieser Halle frei schwimmenden Brettesboden montirt und kann so nach Belieben ein- und ausgefahren werden. Die großen Dimensionen der Halle geben den richtigen Eindruck von der Größe des noch einzubauenden Luftschiffes. Von letzterem sind erst einige wenige Bestandtheile in Friedrichshafen eingetroffen, alles ist noch in den Fabriken in Vollendung begriffen. An den Bauarbeiten auf dem Platze sind etwa 50—60 Zimmerleute beschäftigt. Die Baukosten betragen gegen 200000 Mk.

Merkwürdiges aus der Geschichte des Tabaks.

(Nachdruck verboten.)

Von **J. Eltz** (Essen).

Ich will hier nicht die Geschichte des Tabaks erzählen, da dieselbe schon mehrfach geschrieben worden ist, sondern einige merkwürdige Einzelheiten berichten, die zugleich einen kleinen Beitrag zu dieser Geschichte bilden werden. Diese Züge entbehren nicht eines gewissen Humors, an dem die Freunde und Gegner ihre Freude haben werden.

Bekanntlich fanden die Spanier, als sie 1402 in die neue Welt kamen, den Tabak bei den Eingeborenen bei allerlei Krankheiten im Gebrauche. Auch beräuschten sich die Wilden und ihre Priester an dem Rauche brennender Tabakblätter, den sie durch Röhren einathmeten. Ein spanischer Mönch, Roman Pane, soll 4 Jahre später die Pflanze, von der die Blätter stammen, Tabaco (nach der Provinz Tabago) genannt haben. Im Jahre 1559 kam der erste Tabaksamen nach Portugal, und der französische Gesandte in Lissabon, Jean Nicot, zog einige Pflanzen auf, weshalb sie nach ihm Nicotiana genannt wurde, ein Name, der bekanntlich noch jetzt in der Botanik gebräuchlich ist. Durch Nicot kam die Pflanze auch nach Paris. Sie wurde als Arzneipflanze gebraucht, bis Nicot 1560 die Blätter in Pulverform als Schnupfpulver gegen Leiden aller Art empfahl. Während Nicot also als der Erfinder des Schnupfens gilt, hat Franz Drake, dem wir die Kartoffeln verdanken, das Tabakrauchen in Europa eingeführt.

Diese Sitte verbreitete sich sehr schnell, obschon man anfänglich die Raucher verlachte und verspottete. Jakob I., König von England, war der erste, der durch eine hohe Besteuerung des Tabaks die Unsitte des Rauchens abzuschaffen suchte (1604). Als er hiermit seinen Zweck nicht erreichte, schrieb er 1619 ein satirisches Buch gegen die Raucher unter dem Titel „Misocapnos“. Dieses Buch war aber kaum veröffentlicht, als (angeblich von Jesuiten in Polen) ein „Antimisocapnos“ gegen dasselbe erschien.

In der Türkei fand das Tabakrauchen seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts ebenfalls große Verbreitung, und Amurath IV. sah sich veranlaßt, durch ein Verbot das Rauchen zu bekämpfen. Allein alle dagegen getroffenen Maßregeln, selbst die Androhung der härtesten Strafen, wie das Nasenabschneiden, blieben dort wie auch in Rußland vergeblich.

Papst Urban VIII. erließ sogar eine Bulle gegen den Gebrauch des Tabaks. In Spanien war der Tabak in allgemeine Aufnahme gelangt. In Sevilla geschah es, wie es in der Bulle heißt, „daß Personen beiderlei Geschlechts, und selbst Priester und Kleriker, den Anstand völlig vergessend, sich dem Tabaksgenusse in den Kirchen der Stadt und Diöcese Sevilla hingaben, und dies sogar — man schämt sich, es zu berichten — bei der Feier des hl. Meßopfers thaten, und sich nicht scheuten, die hl. Kultusgegenstände mit dem garstigen Auswurfe, den der Tabak bewirkt, zu beschmutzen und die genannten Kirchen mit dem ekelhaften Geruche zu verpesten, zum großen Aergernisse der ordentlichen Leute und in Mißachtung der Heiligthümer.“

Wie man sieht, hatte der Tabaksgenuß allerdings jedes ordentliche Maß überschritten, und man begreift deshalb, daß das Domkapitel von Sevilla, wahrscheinlich nachdem seine Bemühungen fruchtlos geblieben waren, sich an den Papst wandte, um Abhilfe zu schaffen. Dieser verordnete dann auch unter Anfhebung aller etwa entgegenstehenden Privilegien, daß unter der Strafe der Exkommunikation kein Christgläubiger, welchen Standes und Geschlechtes u. s. w. er auch sei, künftighin in irgend welchen Kirchen der Stadt und Diöcese Sevilla, in deren Vorhöfen und nächster Umgebung es wagen sollte, Tabak, sei er ganz oder in Stücke geschnitten oder pulverisirt, mit dem Munde oder mit der Nase oder rauchend durch Pfeifen oder irgendwie anders zu genießen.“

Es ist also nicht zutreffend, daß Papst Urban VIII. das Tabakrauchen und Schnupfen überhaupt verboten habe. Am 8. Januar 1650 verbot übrigens auch Papst Innocenz X. in denselben Ausdrücken und zwar auch unter derselben Androhung der Exkommunikation den Gebrauch des Tabaks in der Peterskirche; vermuthlich hatten sich dort ähnliche Mißbräuche eingeschlichen. In Frankreich eiferten die Geistlichen dagegen, daß die Schnupfer, die damals keine Taschstdosen führten, sondern von einem Stück präparirten Tabak auf einem Reibeisen den jedesmaligen Bedarf herrichteten, diese Manipulation auch während des Gottesdienstes vornahmen. Daß auch dieses eine Ungehörigkeit war, ist selbstverständlich, denn wenn auch nur ein halbes Dutzend Schnupfer während der Predigt mit ihren Reibeisen arbeiteten, so mußte das offenbar den Geistlichen wie die Zuhörer stören.

Es läßt sich daher begreifen, daß die Kirche den Gebrauch des Tabaks überhaupt ungern sah. Als sie eine weitere Ausbreitung aber nicht verhindern konnte, hob sie das Verbot, natürlich unter Wahrung der Heiligkeit des Ortes und Rücksicht auf die allgemeinen Anstandsregeln, wieder auf. Dieses that Benedikt XIII. am 10. Januar 1723, worauf der Kardinal Annibale Albani als Erzpriester von Sankt Peter eine Verordnung ergehen ließ, nach welcher der Gebrauch des Tabaks am genannten Orte nach Belieben gestattet und jede Strafandrohung hiergegen aufgehoben sei. Er fügte aber hinzu, der Papst erwarte, daß Jedermann sich hierbei zu benehme, daß die Achtung vor der Heiligkeit des Ortes nicht hintangesetzt werde. Der Tabak müsse daher mit solcher Vorsicht genommen (d. h. geschnupft) werden, daß jedes Aergernis ausgeschlossen sei, und insbesondere dürfe im Chore nicht die Tabakdose herumgereicht werden. Man hat behauptet, Benedikt XIII. sei ein leidenschaftlicher Raucher oder Schnupfer gewesen, allein dieses ist nicht verbürgt.

Wie dem auch sein mag, das beliebte Kraut fand trotz aller Strafandrohungen eine weite Verbreitung, so daß es bald Niemand mehr einfiel, das Tabakrauchen für eine Erfindung des Teufels zu halten. England war übrigens das erste Land, das aus dem Tabake Nutzen zog, indem König Karl I. im Jahre 1637 den Handel mit Tabak gegen Einlösung von Erlaubnißscheinen gestattete und dabei eine hübsche Einnahme erzielte.

In Frankreich wurde auch vielfach Mißbrauch mit dem Tabak getrieben. In recht drastischer Weise schrieb am 6. August 1713 Elisabeth Charlotte von Orleans, die bekannte „Liselotte“, von Marly aus an die Raugräfin Louise: „Es ist eine abscheuliche Sach' mit dem Tabak, ich hoffe, daß Ihr keinen nehmt, liebe Louise! Es ärgert mich recht, wenn ich hier alle Weibsleute mit den schmutzigen Nasen, als wenn sie sie in Dreck, mit Verlaub, getrieben hätten, dazherkommen und die Finger in alle der Männer Tabatiere stecken sehe, dann muß ich gleich speien, ekel es mir.“

Zum ersten Mal wurde in England auf Veranlassung von Aerzten ein Verein zur Bekämpfung jeglichen Tabaksgebrauchs gebildet. In neuerer Zeit sind auch andere Länder diesem Beispiel gefolgt. Es sei hier nur noch der Merkwürdigkeit wegen bemerkt, daß am 21. Juli 1862 Belpau in der Akademie der Wissenschaften zu Paris eine Denkschrift eines gewissen Demeaux vorlas, der zu beweisen suchte, „daß die männliche Bevölkerung des Lot-Departements infolge des Tabakrauchens gesunder geworden sei, weshalb es wohl zu empfehlen wäre, das Tabakrauchen in den Schulen und Lyceen einzuführen.“ Die Akademiker führten eine lebhafte Debatte über diesen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-18990709043/fragment/page=0002